

REZENSIONEN

Die Christenheit vor der Gewaltfrage

Jean Lasserre, *Die Christenheit vor der Gewaltfrage*, LIT Verlag, Münster 2010, 127 S., ISBN 978-3-643-10689-6.

Von Wieland Zademach

Eine echte Perle unter den Publikationen der Friedensarbeit ist hier anzuzeigen: die Neuauflage eines lange Zeit vergriffenen Werkes eines fast ebenso lange in Vergessenheit geratenen Friedensaktivisten. Und zugleich eine Erinnerung an Dietrich Bonhoeffer und dessen Rolle im damaligen „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“. Als junge Stipendiaten für ein Jahr am Union Theological Seminary in New York treffen beide 1930 aufeinander, werden zu Freunden und bereichern einander theologisch ihr Leben lang.

Als Pfarrer der reformierten Kirche Frankreichs, vorwiegend in Arbeitergemeinden wie viele Jahre lang als Reisesekretär für den Internationalen Versöhnungsbund, ist Lasserre vertraut mit der Frage nach sozialer Gerechtigkeit, ebenso wie er sich herausgefordert sah durch den unauf löslichen Widerspruch von christlicher Friedenspredigt und praktischer Kriegsteilnahme.

Seine Dissertation „Der Krieg und das Evangelium“ 1953 – als Buch 1956 – nimmt diese Thematik umfassend auf und macht ihn international bekannt. Die Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Gewalt beschäftigt ihn kontinuierlich in seiner Reise- und Vortragstätigkeit. Daraus entsteht schließlich 1965 dieses Buch, dessen Sprachstil noch erfrischend deutlich den Ursprung im konkreten Dialog widerspiegelt.

Sind wir treue Zeugen Christi mit unserer Haltung gegenüber der Gewalt – oder verraten wir ihn? Wie konnte es dazu kommen, dass Theologen über Jahrhunderte die Vereinbarkeit zweier Realitäten propagieren, die doch schlechterdings unvereinbar sind? Auf diese Grundfragen sucht Lasserre nach einer Antwort und findet sie in einer christologischen Begründung des Pazifismus, die zeigen will, dass nur der gewaltfreie Kampf eine dem Evangelium gemäße Haltung darstellt. Was diese Ausführungen so überzeugend und hilfreich macht, sind ebenso die exegetischen wie systematischen Überlegungen wie auch manche – damit zusammenhängende und en passant eingestreute –

Denk-Anstöße: gleichsam Widerhaken für die eigene Friedensarbeit.

„War Jesus der Friedensfürst?“ Dieser Frage geht Lasserre im ersten Kapitel nach und zieht den Bogen von den messianischen Prophezeiungen im Alten Testament über die Bergpredigt und die „Erfüllungshinweise“ in den Evangelien bis hin zu den Kirchenvätern und deren Aufnahme des christologisch begründeten jesuanischen Friedenszeugnisses. Für Cyprian, Tertullian oder Laktanz war wie für alle „Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte völlig klar, dass Christen nicht töten und keinen Kriegsdienst leisten“ (S. 28). Clemens von Alexandrien hat dies wohl am deutlichsten zusammengefasst (sprachlich so, dass seine Klientel ihn nicht missverstehen konnte): „Wir exerzieren für den Frieden, nicht für den Krieg. Wir sind Soldaten für den Frieden, ein unblutiges Heer, das Christus durch Sein Blut und Sein Wort rekrutiert hat, um Ihm das Himmelreich zu übergeben. Ziehen wir also die Rüstung des Friedens an!“ (S. 29).

Und heute? Warum sind die Christen nicht auf diesem Weg der ersten Jahrhunderte geblieben? Warum haben sie durch ihre Gewalttätigkeiten die Botschaft ihres Herrn verraten und entstellt? Warum erscheint Christus in den Augen der amerikanischen Indi-

aner, der Inder, Araber, Buddhisten und Kommunisten als Kriegsfürst? Warum wird „die Hiroshima-Bombe in Japan ‚christliche‘ Bombe genannt?“ (S. 30). Um diese Fragen kreisen die folgenden Kapitel, in denen Lasserre nach dem Verhältnis Jesu zur Gewalt fragt, den heidnischen Charakter des Krieges entlarvt, die konstantinsche Häresie schonungslos benennt und den gewaltfreien Kampf als evangeliumsgemäße Haltung anschaulich und plausibel erläutert.

Durchaus feinsinnig, wie am Beispiel von Jesu „Templereinigung“ die Ambivalenz von Sanftmut und Gewalt durchgespielt und gleichzeitig aufgelöst wird: „Sicherlich schätzen die Christen die Sanftmütigkeit Jesu; sie mögen aber auch die Gewalt der Hartherzigen, der Starken; sie würden gern ersteren anbeten, ohne aufzuhören, die letzteren nachzuzahlen und zu bewundern“ (S. 33). Der Peitschen schwingende Jesus eignet sich dafür aber ganz und gar nicht. Denn, wie Lasserre in einer brillanten Exegese zeigt und jahrhundertlang (absichtliche?) Missverständnisse hoffentlich endgültig beseitigt: mitnichten hat sich Jesus an den Händlern vergriffen! Mit der Peitsche hat er ausschließlich die Tiere hinausgetrieben; die Händler werden nicht einmal aufgefordert, wegzugehen,

Jean Lasserre

Christenheit
Gewaltfrage
für ein Umdenken
gekommen





vielmehr dazu, Jesus beim Aufräumen zu helfen ...

Das vierte Jahrhundert war in der Geschichte der christlichen Kirche der Beginn des großen Abfalls von der Treue zum Evangelium. Mit Recht spricht Lasserre nicht vom konstantinschen Zeitalter oder von der konstantinschen Wende, sondern von der konstantinschen Häresie, denn „es hat sich eben doch die Haltung der Kirche grundlegend gewandelt und nicht ihre Situation“ (S. 57). Oder wie anders soll man es bezeichnen, wenn im Jahre 314 auf einem vom Kaiser (!) in Arles einberufenen Konzil die versammelten Bischöfe beschließen, „dass von nun an Soldaten, die zu Friedenszeiten ihre Waffen wegwerfen oder sich den Befehlen ihrer Oberen widersetzen, zu exkommunizieren seien“ (S. 55)?

Nicht mehr ganz so aktuell wie noch zu „Kaisers Zeiten“ ist – Gott sei Dank und hoffentlich! – das, was Lasserre über den heidnisch-sakralen Charakter des Krieges sehr anschaulich artikuliert. Und dennoch ist man noch in der Rückschau erschrocken darüber, wie Mars – immer zusammen mit dem höllischen Dreigespann Eros, Bachus, Mammon – sein Unwesen auch in christlichen Kreisen treiben konnte: „Und die Christen... singen weiter ihre Loblieder auf den Sieg ihre Erlösers,

während ihr Herz sich schon widerstandslos der allmächtigen Herrschaft des Gottes Mars ausgeliefert hat ... Sie preisen Christus, fühlen sich aber geschmeichelt, wenn Fahnen der Veteranen ihre Heiligtümer schmücken ... wenn Militärseelsorger in Offiziersuniformen statt im Talar predigen“ (S. 69). Leider ist diese Zustandsbeschreibung (an dieser Stelle sei einmal die sprachlich einfühlsame Übersetzung hervorgehoben) immer noch ebenso wenig gegenstandslos wie der Hinweis, „dass man den Soldaten bei der Einberufung die Preislisten der Heeresbordelle zusammen mit den Gottesdienstzeiten bekannt gibt“ (S. 35f.) ...

Das Kapitel über den gewaltfreien Kampf gehört sicher zu den zukunftsweisen Äußerungen in diesem Band, deren Potenzial es noch auszuschöpfen gilt. Neben der Differenzierung gegenüber einer Haltung der Widerstandslosigkeit oder dem passiven Widerstand wie auch einer puren Gewaltlosigkeit besticht hier die deskriptive Definition des gewaltlosen Kampfes. Fundamental ist die Unterscheidung zwischen dem Verbrechen und dem Verbrecher, die eben nicht dem Irrtum erliegt, mit dem Angriff auf den Verbrecher als Person würde das Unrecht beseitigt: „Gewaltlosigkeit ist eine Kampfesmethode, mit der man Unrecht,

Invasion und Unterdrückung zu beenden versucht, ohne jedoch denen Böses zuzufügen, die sich zum Werkzeug dieser Übel gemacht haben“ (S. 99). In Anlehnung an das hinduistische „ahimsa – nicht schaden“ wird der Gegner als Mensch behandelt und an dessen Gewissen appelliert. Im Unterschied zum passiven Widerstand gehört zu einer gewaltlosen Aktion die gezielte Nichtbefolgung der Gesetze des Gegners als ziviler Ungehorsam: Aus Selbstachtung werde ich mich eurem schlechten Gesetz nicht fügen. Der Gegner braucht keine Angst zu haben, aber sein Verhalten wird mit großem Ernst in Frage gestellt durch einen Ungehorsam, der gesund und heilsam ist: „Gewaltlosigkeit ist auf der horizontalen, zwischenmenschlichen Ebene die Anwendung der Methode, mit der Gott in Jesus Christus die normale vertikale Beziehung zwischen sich selbst und den Menschen wieder hergestellt hat“ (S. 103).

Die konstantinsche Häresie dauert bis heute ungebrochen an. Im Gefängnis dieser Häresie waren zwangsläufig alle Missionsbemühungen aus westlich-weißer Perspektive

kompromittiert, zumal wenn sie sich im Rahmen kolonialistischer Bestrebungen abspielten: „Solange ein Bündnis zwischen Säbel und Weihrauchkessel besteht ... ist nicht nur die Achtung vor den Weißen bedroht, sondern auch die Wahrheit des Evangeliums der Liebe in Frage gestellt“ (S. 112f.). Und auch alles angebliche Streben nach Einheit bekommt „einen falschen Klang, solange die Christen der Ökumene nicht Kriegsdienstverweigerer geworden sind“ (S. 113).

Was wir brauchen, ist eine neue Reformation – aber eine in der Tradition der Waldenser und Hussiten, nicht so sehr im Sinne Luthers und Calvins, die „ihre Kirchen fest in der Zwangsjacke des konstantinschen Denkens“ hielten (S. 118): „Die zweite Reformation muss das Liebesgebot in den Mittelpunkt rücken (a.a.O.) ... Es ist noch nicht zu spät, aber dringend“ (S. 121).

Den Herausgebern der Reihe FRIEDENSWISSENSCHAFT sind Mut und Mittel zu wünschen für die Veröffentlichung weiterer solch wegweisender Arbeiten.

